

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 232.

Dienstag, 5. Oktober.

1910.

(6. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

Roman von Otto Eßler.

(Nachdruck verboten.)

Sie trat an den Wagen. „Wollen wir nicht heimföhren, Herr von Haidebrink?“ fragte sie.

„Weshalb so schnell, gnädiges Fräulein?“ fragte der Reuhörer scharf. „Ist Ihnen meine Gegenwart so unangenehm?“

„Welche Frage?“ entgegnete sie mit stolzem abweisendem Lächeln. „Wir waren eben im Begriff fortzufahren...“

„So darf ich Sie allerdings nicht länger zurückhalten, gnädiges Fräulein“, wandte er sich an Wera, „darf ich Sie bitten, Ihre verehrte Frau Mama zu grüßen. — Ich habe die Ehre, meine Herrschaften.“

Er grüßte mit steifer Höflichkeit und entfernte sich.

„Ein unangenehmer Mensch“, stieß Horst ärgerlich hervor. „Bitte, nehmt Platz. Ich werde selbst fahren, Fräulein Käthe. Es wird schon dunkel und die Pferde scheuen leicht.“

Er schwang sich auf den Vordersitz.

„So erlauben Sie wohl, daß ich bei Wera auf dem Rücksitzen Platz nehme“, sagte Käthe.

„Bitte — wie Sie wollen...“

Kaum hatten Käthe und Wera ihre Plätze eingenommen, als die Pferde, durch einen Peitschenschlag getroffen, heftig anzogen, so daß der leichte Wagen hoch empor sprang und die Mädchen sich fest an die Lehnen des Sitzes anklammern mußten.

„Bist du närrisch geworden?“ rief Wera ärgerlich. Doch Horst kümmerte sich nicht um ihre Worte; er trieb die Pferde zu rascherem Lauf an und hatte auch genug zu tun, um die aufgeregten Tiere in der Hand zu behalten. Dabei schleuderte der leichte Wagen in dem ausgefahrenen Waldwege heftig hin und her. Erst nach einiger Zeit fielen die Pferde in eine ruhigere Gangart, der tiefe Sand des Weges, in dem die Räder verankten, mochte sie wohl milde machen.

Aber auch jetzt wollte eine Unterhaltung zwischen den Einsassen nicht aufkommen. Schweigend sahen sie da, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Heimlich beobachtend streiften die Blicke Weras die im ernsten Schweigen neben ihr sitzende Freundin. Endlich vermochte sie dieses Schweigen nicht mehr zu ertragen. Leise flüsterte sie Käthe zu:

„Was habt ihr nur miteinander gehabt? Ich hoffte, ihr würdet euch verständigt haben...“

„Das haben wir auch, liebe Wera“, entgegnete Käthe mit einem trüben Lächeln.

„Nun — und dieses Schweigen? Diese ernsten Miene...?“

„Doch uns nicht darüber sprechen, Wera. Ich glaube, es ist das beste, ich reise morgen ab.“

„Das dulde ich auf keinen Fall!“ fuhr Wera auf. „Hat Horst dich beleidigt, so soll er dich um Verzeihung bitten.“

„Dein Bruder hat mich nicht beleidigt...“

„So verstehe ich euer Benehmen nicht mehr. Aber jedenfalls hast du dann keinen Grund, so schnell abzuhauen.“

„Quäle mich nicht mehr mit Fragen, liebe Wera...“

„Mein Gott, jetzt stehen dir sogar die Tränen in den Augen! Beruhige dich nur, ich sage kein Wort mehr.“

Und in ernstem Schweigen fuhren sie durch den dämmernden Abend heim. Mit finsternen Augen aber sah Reichardt dem davonrollenden Wagen nach. Er wollte auflachen, das Lachen erstarb ihm jedoch auf den Lippen; eine tiefe Falte grub sich ihm zwischen die Augenbrauen, und es zuckte wie im verhaltenen, zornigen Schmerz um seinen Mund.

Dann richtete er sich straff empor, ein tiefer Atemzug hob seine breite Brust. „Sei kein Narr“, murmelten seine Lippen. Dann warf er die Flinte, die er vorhin von der Schulter genommen hatte, wieder über die Schulter und schritt rasch in das Dunkel des Waldes hinein.

5.

Schloß Neuhof, das vor hundert Jahren noch einen polnischen Namen geführt hatte, war ein großer, massiver Bau aus dem siebzehnten Jahrhundert. Der Erbauer hatte es ursprünglich mit Wall und Graben umgeben lassen; von diesen BefestigungsWerken war allerdings kaum noch etwas zu sehen, ein großer, mit hundertjährigen Bäumen bepflanzter Park umgab jetzt das Schloß, das durch spätere Umbau- und Anbauten freilich viel von seiner ursprünglichen Gestalt verloren, dafür aber um so wohnlicher geworden war. Fröhliche Feste waren früher in dieser Flucht von Zimmern und Sälen gefeiert worden; um so stiller war es jetzt in dem gewaltigen Bau, den Wolrad von Reichardt als der letzte seines alten Geschlechtes allein bewohnte.

Er hatte die Stille, die ihn umgab, bislang niemals als drückend empfunden; er fühlte sich im Gegenteil in ihr wohl; nach dem lärmvollen und von Aufregungen erfüllten Leben in der großen Welt, aus der ihn eine Herzensenttäuschung vertrieben hatte, empfand er diese Stille und ländliche Ruhe als eine Wohltat, und der Gedanke, sich von diesem halben Einsiedler-Leben, das ihn in den Ruf eines Sonderlings gebracht hatte, zu trennen, war ihm niemals gekommen. Die Bewirtschaftung seines Gutes, die Büchtung oder Pferde, die Jagd und die Pflege seiner Wälder füllten sein Leben vollständig aus. Er war innerlich ruhig geworden und, wie er glaubte, abgestorben für die Freuden der Welt. Was war es denn aber, was ihn seit einiger Zeit mit einer inneren Unruhe erfüllte; was ihm die Stille und Einsamkeit seines Schlosses drückend erscheinen ließ; was ihn umhertrieb von einem Zimmer zum anderen, von dem Wirtschaftshof zu den Feldern, von den Pferdekoppel zu den Wiesen und von diesen zu der Einsamkeit des Waldes? Und wenn er abends in seinem stillen, einsamen Zimmer saß und dem Rauschen des Windes in den alten Parkbäumen lauschte, wenn die Sonne, noch einmal aufflammend, hinter den Wäldern versank und die Nacht ihr sternenhübersches Tuch auf die Erde niedersenkte, dann schlich sich die Sehnsucht nach Liebe und Glück in sein Herz und überwand seine Welt.

männische Ironie, daß er die Stirn in die Hand gestützt träumend dasaß.

Und heute im Wald war es ihm klar geworden, wem diese Sehnsucht und Träumerei galt! Seit er die Szene zwischen Horst und Käthe beobachtet, seit er den jungen Offizier zu ihren Füßen erblickt und geschenkt hatte, wie sie die Hand ihm auf das Haupt gelegt hatte! Da war der Sturm der Eifersucht durch seine Seele gefahren; da hatte er erkannt, daß die Liebe zu Käthe von seinem Herzen Besitz ergriffen, da wußte er, daß seine Sehnsucht schon seit Wochen die schlanke, liebliche Gestalt Käthens umschlängelt hatte und daß er in ihrem Besitz das Glück seines Lebens fand. Wie im Traum war es über seine Sinne gekommen, als wäre er ein zwanzigjähriger Jungling und nicht ein an der Grenze der Jugend stehender Mann, der auf Frauenliebe schon längst verzichtet hatte.

Er verspottete sich selbst; er rief seinen Stolz, seinen Hochmut zu Hilfe, es half ihm nichts, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Sehnsucht, sie lohnten stets aufs neue und mit verstärkter Kraft zu jener zurück, deren Schönheit, deren Stolze und doch so liebliche Erscheinung sein Herz, seine Sinne, seine Seele in unlösliche Banden geschlagen hatte.

Tagelang ging er im Kampfe mit sich selbst mißhelos umher; dann entrug er es nicht länger und in plötzlichem Entschluß ließ er sein Pferd satteln, um nach Radowitz hinüberzureiten. Die Entscheidung über sein Glück, über sein Leben wollte er sich holen. Einen Augenblick dachte er an die erstaunten Gesichter seiner Standesgenossen, wenn sie hörten, daß er, der Stolzeste, der Hochmütigste, sich mit einem Mädchen aus einfach bürgerlicher Familie vermählen wollte; aber was kümmerten ihn die Menschen? Was kümmerten ihn ihre erstaunten Gesichter, wenn es das Glück seines Lebens galt?

Frau von Hildebrink war freudig überrascht, als sie den Neuhöfer auf den Hof reiten sah.

„Also endlich lassen Sie sich einmal wieder sehen?“ rief sie ihm entgegen, als er bei ihr eintrat, und bot ihm lächelnd die Hand. „Sie haben Ihre alte Freundin wohl ganz vergessen? Aber was machen Sie für ein ernstes Gesicht? Sie hatten doch keine Unannehmlichkeit?“

„Nein, gnädige Frau“, entgegnete er, „Aber ich komme in einer ernsten Angelegenheit zu Ihnen, um Ihnen Rat zu erbitten.“

„Der Ihnen gern zur Verfügung steht. Bitte, nehmen Sie Platz . . .“

„Wo sind die jungen Herrschaften?“ fragte Neithardt nach einer kleiner Pause.

„Horst ist wieder abgereist, und Fräulein Käthe wird morgen oder übermorgen Radowitz verlassen . . .“

Er atmete tief auf.

„So komme ich ja gerade noch zur rechten Zeit.“

Erstaunt sah sie ihn an.

„Was meinen Sie damit? — Haben Sie auch bemerkt, daß Horst sich allzu sehr für Käthe interessierte?“

„Ja . . .“

„Und Sie kamen, um mich zu warnen? — das ist Lieb von Ihnen. Aber es hat ja jetzt keine Gefahr mehr, da Horst abgereist ist. Er bleibt zwei Jahre fort . . .“

„Würden Sie eine Verbindung Ihres Sohnes mit Fräulein Schuhmacher für gar so unpassend halten?“ fragte er und sein Gesicht nahm einen finsternen Ausdruck an.

„Aber ich bitte Sie, lieber Freund — so gern ich Käthe habe — sie ist wirklich ein sehr nettes und liebes Mädchen — aber ohne Namen . . . das ist doch ganz unmöglich . . .“

„Sie würdet ja Ihren Namen ablegen.“

„Lieber Neithardt, ist das Ihr Ernst?“

„Ja, gnädige Frau, mein voller Ernst, so daß ich sogar entschlossen bin, mich selbst um die Hand Fräulein Käthes zu bewerben . . .“

Sprachlos saß die Baronin da.

„Unmöglich, Herr von Neithardt“, rang es sich von ihren Lippen.

„Weshalb unmöglich, gnädige Frau?“ entgegnete er schroff. „Ich denke, ich bin Manns genug, um meiner Gattin die ihr gebührende Stellung in der Welt zu geben.“

„Ja — freilich — aber Ihre Grundsätze . . .“

„In der Liebe hören die Grundsätze auf“, sagte er mit einem sich selbst verspottenden Lächeln. „Also seien Sie mir nicht böse, liebe Freundin. Ich kann nicht anders handeln. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, zuerst mit Ihnen zu sprechen . . .“

„Weiß Fräulein Schuhmacher schon . . .?“

„Nein — doch ich glaube ihrer Neigung sicher zu sein. Ich kann ihr ja alles bieten, was das Leben lebenswert macht, Namen, Stellung in der Welt, Reichweite . . .“

Die Baronin lachte verbös auf.

„Allerdings — und Fräulein Schuhmacher wird sich gewiß durch Ihren Antrag sehr geehrt fühlen. Ich wünsche Ihnen alles Glück, Herr von Neithardt“, setzte sie mit steifer Höflichkeit hinzu.

Sie war bis ins Innere verletzt. Sie hatte wohl das Interesse bemerkt, das Neithardt Käthe entgegenbrachte; aber an eine ernste Neigung dachte sie nicht, sie lebte noch immer in der Hoffnung, ihn doch einmal als Schwiegersohn begrüßen zu dürfen. Jetzt brach das Gebäude ihrer Hoffnungen plötzlich zusammen, und nur schwer konnte sie ihre Enttäuschung verbergen.

Er erriet, was in ihr vorging. Sie tat ihm leid. Mit ernster, aber sanfter Stimme fragte er:

„Sind Sie mir böse, liebe Freundin?“

„Ich — böse? — Oh nein, wie komme ich dazu? — Aber, daß ich über Ihren Entschluß erstaunt bin, können Sie sich wohl denken. — Und jetzt wiinschen Sie wohl Fräulein Schuhmacher zu sprechen?“

„Wenn Sie gestatten, ja . . .“

„So werde ich sie herschicken. Und nochmals meinen Glückwunsch . . .“

„Ich danke Ihnen . . .“

Sie reichte ihm nicht die Hand, als sie das Zimmer verließ. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Er zuckte mit den Achseln. „Das Urteil der Gesellschaft“, murmelte er. „Was kümmert's mich . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang sorglos sein könne.
Goethe.

Russische Hochzeits- und Ehesitten.

Eigenartige Streiflicher auf den Kulturstand des Volkes im mittleren und nördlichen Russland werfen die alten Hochzeitsgebräuche, wie sie noch vor 40, 50 Jahren in fast ganz Russland üblich waren und dort bis heute erhalten sind. Der Priester leitet fast immer die spätere Ehe ein, wobei er zunächst die Höhe der Mitgift der Braut feststellt, bleibt doch ein nicht geringer Teil davon in seinen Händen. Außerdem aber wird es sich weder Braut noch Bräutigam nehmen lassen, einem Kloster oder der Gemeindekirche ein möglichst wertvolles Geschenk zu machen, zu dem sich seitens der Braut für den Bogen im südlichen Russland noch ein Paar schöner weißer Tauben gesellt.

Die Eheschließung kann aber nur dann stattfinden, wenn die Eltern ihre Zustimmung zur Verbindung der beiden gegeben, und zwar bedarf der Mann noch bis zum 30. Jahre, die Braut bis zum 24. Jahre derselben. Im allgemeinen wird aber viel früher geheiratet, die unteren Klassen lange schon vorher, ehe der Mann seiner Militärfreiheit genügt hat. In den oberen Kreisen verlost man dagegen junge Paare schon, wenn die Braut noch die Schule besucht, nach deren Verlassen sie dann den ingleischen auf Reisen gewesenen Verlobten heiraten.

Dennoch kommt es vor, daß ein Mädchen ungeheiratet bleibt und dem Spott ausgesetzt wäre, wenn sie sich ihm nicht

durch plötzliches Verschwinden aus ihrer Heimat entzogt, um — wie sie vorher verbreitet — eine „Pilgerreise“ anzutreten. Nach Jahren kehrt sie dann als „Witwe“ heim, hochgeachtet von der Gesellschaft, obgleich diese vielleicht ganz sicher weiß, daß sie niemals verheiratet gewesen. Da aber die Sitte verbietet, jemals nach „ihm“ zu fragen, so wird ihr diese Art „Witwenschaft“ recht leicht gemacht.

Die rechtliche und gesetzmäßige Verbindung eines jungen Paares geschieht im Rahmen einer mehr oder minder glänzenden Festlichkeit, bei welcher der Priester der Braut eine Haarschleife abschneidet und dem Bräutigam überreicht, von ihm aber einen mit Türkisen besetzten silbernen Ring, Brot, Salz und Mandelschalen empfängt, die er der Braut überreicht. Mit dieser Handlung ist das Paar auf „ewig“ verbunden, sofern nicht der eine Teil von beiden so große Mittel besitzt, um die „Scheidung“, die teinesfalls (trotzdem sie offiziell nicht zugelassen) in Russland unmöglich ist, durch den Priester bewirken zu können. Ja, es gibt genug Damen, die nicht ein-, sondern zwei- und dreimal geschieden sind, und zwar nicht selten nur wegen eines „Formfehlers“, den der Geistliche schon im Hinblick auf die spätere Tremung bei Ausfüllung des „Trauscheines“ begangen. Wie bei der Verbindung des Paares, macht er nämlich auch bei seiner Scheidung ein gutes Geschäft, da er auch die lebhafte vornimmt. Seine Rechte gegenüber den „Liebenden“ gehen aber noch weiter. Nur von ihm kann der Trauring gekauft werden, der nach seiner Bestimmung durchaus „echt“ sein muss (was trotz hohen Preises natürlich ganz selten nur der Fall ist). Dann müssen die Minge wohl sorgsam als Erbstücke bewahrt, dürfen aber nie zum zweiten Male, also auch nicht von der Schwiegertochter, getragen werden, sondern stets nur nach dem Willen der Priester, die sich den Alleinverkauf gesichert, ein neuer Ring die Verbindung der beiden Verlobten besiegt.

Nachdem die Trauung stattgefunden, begibt man sich zum Hochzeitsmahl, bei dem das Wohl des Paares aus einem neuen Seidenstuh der Braut von den männlichen Gästen so lange getrunken wird, bis er zu tropfen beginnt. Die Speisen werden in ungeheuren Mengen verzehrt, und da sie sehr stark gewürzt sind, auch genügend dazu getrunken. Für den Trinkspruch auf das Paar dankt der Brautvater, der auch nach ihrer Verheiratung die Autorität über sie noch behält, so daß er sie zwingen kann, bei eigener Erkrankung seine Pflege zu übernehmen, beim Tode ihrer Mutter seinen Haushalt zu führen und beim Tode ihres eigenen Mannes in sein Haus zurückzuführen.

Als Hausfrau hat es die junge Frau nicht gerade schwer, wenn sie fleißig, zu jeder Arbeit bereit und nicht eifersüchtig ist. Andernfalls kommt es häufig vor, daß sie von ihrem „Ehemann“ unbartherzig, ohne Rücksicht auf den Ort, geprügelt wird. Niemals würde sie dabei aber auf Weisung seitens ihrer Geschlechtsgenossinnen rechnen können, denn: dem Mann steht das Züchtigungsrecht über seine Frau zu. Er darf sie auch öffentlich auspeitschen oder ein Jahr ins Gefängnis stecken lassen, wenn er sie bei einer Untreue erwischte, sofern er nicht die Scheidung vorgeht. Ist er ihr untreu oder verläßt sie, so ist sie völlig rechtmäßig, ebenso kann sie ihn rechtmäßig nicht zwingen, für ihren und der Kinder Lebensunterhalt aufzukommen. Nur selten wird sie aber auch dieses Ansehen an ihn stellen, wußte sie doch schon vor ihrer Verheiratung, welches Los ihrer wartete, wenn sie ohne größere Mitgift heiratete.

Grika Mengel.



Aus der Kriegszeit.

Die offene Wundbehandlung. Nicht weniger als für andere Gebiete gilt auch für die Medizin das Wort Alibas, daß alles schon dagewesen ist. Wie eine launische Mode möchte es scheinen, wechseln extreme Anschauungen und Behandlungsmethoden miteinander ab. Was man gestern vergötterte, schwört man heute ab und lehnt zu dem zurück, was früher Geltung besaß. Nur von der Oberfläche besehen, könnte dieser ewige Wechsel Mithränen erregen. Nicht nur die Stärke einer Anschauung oder Behandlungsmethode offenbart sich bei ihrer Durchführung, sondern auch ihre Schwächen. Eines eignet sich eben nicht überall. Die Aufmerksamkeit und die Kritik wendet sich dann den schwachen Punkten zu. Hier sieht die neue Arbeit ein, und ihr Erfolg ist gegebenenfalls die Umstreuung der bisher herrschenden Dogmas und die Rückkehr

zum Alten. Ein lehrreiches Beispiel für den Wechsel der Ansichten, gestützt auf sorgfältige Überlegungen und Versuche, ist die Geschichte der Wundbehandlung. Noch ist der Name Lord Lister als Wohltäter der Menschheit in aller Munde. Aber wenn man seine Grundsätze auch bewahrt und pflegt, so hat man doch gewisse Einzelheiten seiner Lehre zugunsten neuerer Einsichten aufgegeben. Die Antiseptis ist zum großen Teil der Asepsis gewichen, und der die ganze Wunde abschließende Verband beginnt immer mehr der offenen Wundbehandlung zu weichen. Mit den abschließenden „Oblastverbinden“ werden zweifellos Erfolge erzielt und die sogenannten Sekundärinfektionen der Wunden, d. h. Infektionen, die nicht zugleich mit der Verletzung entstehen, sondern erst später eingeschleppt werden, vermieden. Die Deckung frischer Verletzungen durch Pflaster ist seit dem Balkan-Kriege besonders in Aufnahme gekommen, in der Annahme, daß die von den modernen Schußwaffen gesetzten Verletzungen aseptisch, d. h. nicht infiziert seien. Es hat sich aber im Verlaufe des jetzigen Krieges gezeigt, daß die Wunden, besonders die von Granatsplittern und Schrapnell, nichts weniger als aseptisch, sondern vielmehr als infiziert zu betrachten und zu behandeln sind. Deshalb ist wieder an die Stelle der aseptischen die antiseptische Wundbehandlung mit Desinfizienten getreten. Doch auch diese leidet bei ausgedehnten Verletzungen nicht alles, was man wünscht. Man hat deswegen an einigen Stellen eine andere Behandlungsweise der Wunden aufgenommen, die früher einen großen Ruf besaß: es ist die sogenannte offene Wundbehandlung, die auf die Verbände überhaupt verzichtet. Als Ziel schwebt die Heilung der Wunde unter dem Schorf vor, der sich aus den Wundsekreten bildet, unberührt bleibt und durch das Fehlen des Verbandswechsels nicht gestört wird. Der Schorf ist dabei gewissermaßen der vom Körper sich selbst geschaffene deckende Verband. Diesen Grundsätzen folgend, hat Oberstabsarzt Dr. Härtel, wie er in der Feldärztlichen Beilage der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ berichtet, eine große Anzahl von geeigneten Fällen mit Erfolg behandelt. Die aus der Wunde fließenden Wundsekrete müßten abgefangen und abgeleitet werden, um eine Verunreinigung des Körpers zu verhindern. Nur, wo dieses durchgeführt werden konnte, war die offene Wundbehandlung möglich. Die Wunden selbst wurden durch Drahtschläler vor den Fliegen geschützt. bemerkt wurde, daß die bei Verbänden auftretenden entzündlichen Schwelungen der umgebenden Haut fehlten, ebenso verschwand der Gittergeruch. Bei gewissen Verletzungen, wie den Gesichtsschüssen, war offenbar der Heilungsverlauf abgekürzt. Den Verwundeten wird der schmerzhafte Verbandwechsel erspart. Ein weiterer wesentlicher Vorzug ist, daß Gitteransammlungen und Verhaltungen vermieden werden. Neben den Gesichtsverletzungen sind mit Erfolg Granatsplitterverletzungen der Glieder und Gelenk behandelt worden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese alte und doch neue Methode sich neben den bisher üblichen Arten der Wundversorgung einen anerkannten Platz in der Zukunft schaffen wird.

Im Lande der „Schwarzhäupter“. In den russischen Osteuropazonen, die jetzt das Operationsgebiet eines Teiles unserer Heeresgruppen im Osten bilden, besonders in Livland, hat sich in vielen Städten ein eigentliches Nest mittelalterlichen Kultus in die Gegenwart gerettet. Es sind die Gesellschaften der „Schwarzhäupter“, die vor allem in Riga und Reval zu hoher Bedeutung gelangt sind. Ursprünglich eine Vereinigung der unbereholtierten deutschen, noch nicht selbständigen Kaufleute („Kaufgesellen“), die sich unter den Schutzpatronen St. Georg und St. Mauritius zusammenfanden, führen sie ihren sonderbaren Namen auf den Mohrenkopf des hl. Mauritius in ihrem Wappen zurück; sie sind bemerkenswert genug in einem Lande, wo sich das Deutschkum auf Posten ständig seiner Haut wehren mußte — politisch kaum hervorgetreten, wenn schon die Revaler Schwarzhäupter gelegentlich in Helm und Harnisch zur Abwehr feindlicher Angriffe auf die Stadt mit den Bürgern gemeinsam austritten. Die Rigaische Gesellschaft kann im nächsten Jahr ihr halbtausendjähriges Bestehen feiern, da sie 1410 ihren Bestätigungsbrief oder „Schragen“ erhielt; älter, die älteste überhaupt, ist die zu Reval, die bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts bestand und 1407 offiziell vom Rat anerkannt wurde. Durch ihr altes Heim, das Schwarzhäupterhaus am Marktplatz, sind die Rigauer Brüder eng mit der großen Katastrophen der Stadt anno 1880 verwachsen. Damals eroberte der scharf vorgehende Hochmeister des Deutschritterordens,

Eberhard von Monheim, Riga und beschlagnahmte auch die beiden sogenannten Gildstuben, wo Rat und Bürgerschaft die städtischen Angelegenheiten in weiser Zwiesprache zu erörtern pflegten. Nun waren die Väter der Stadt „obdachlos“; sie bedachten sich aber nicht lange und stellten am Markt „dat nye Hus“ hin, das sie 20 Jahre lang bauen mussten, bis der gute Meister Godwin von Heride gegen Zahlung eines tückigen Dakens Gold die alten Gildstuben zurückgab. Das Hauptgeschöpf dieses „nen Huses“ nun ward seit etwa 1475 den Schwarzhäuptern gegen eine jährliche Rente von 40 M. zu 7 Lot Silber vermietet; 1713, drei Jahre nachdem der Feldmarschall Peters des Großen, Graf Scheremetjew, die drei Pfund schweren Schlüssel Rigas empfangen hatte, ging das ganze Gebäude in ihren Besitz über. Später mehrfach im einzelnen umgebaut, hat es durch vorgebaute Löden heute viel von seiner Monumentalität eingebüßt. Es ist, ebenso wie das Revaler Schwarzhäupterhaus, mit schönen alten Erinnerungen angefüllt, unter denen der kostbare Silberschatz bei dem frappellosen Zugreifen der flüchtenden Russen leider erst gefordert ist. Sowohl die Rigauer wie Revaler Silbersammler birgt wundervolle Stücke, die Wilhelm Neumann in seiner Monographie über Riga und Reval weiteren Kreisen geschildert hat. Als ältestes Stük ist ein Reliquiar herzovorzuheben, eine 5800 Gramm schwere silberne Statue des hl. Georg; ihm reihen sich an Pracht und Schönheit zwei silberne Tafelauffächer an, das Werk bekannter Augsburger Goldschmiede; der eine stellt den hl. Mauritius dar, auf einem Scherfend reitend, der andere König Gustav Adolf zu Pferde, ein Geschenk des schwedischen Generalgouverneurs von Livland, Grafen Gustav Horn, das er gelegentlich der Aufnahme seines Sohnes in die Gesellschaft der Schwarzhäupter dieser verehrte. Kulturhistorisch wertvoll sind ferner die zur Erinnerung an die Siege Karls XII. gearbeiteten getriebenen Humpendesel und die Revaler Nebfuß-Trinkgefäß, deren eines, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, 1,045 Meter Höhe hat, während die beiden anderen von der noch immer stattlichen Höhe von einem halben Meter Geschenke der Baron Peter I. und Alexander I. sind. Im Interesse der Kunst und eines zukünftigen wohlältigen Wirkens der Klubs, die durch die Jahrhunderte hindurch viel stille Kulturarbeit geleistet haben, wäre zu wünschen, daß die Schwarzhäupter und ihre silbergeschnideten Schätze die Wirren des Krieges glücklich überstehen und von der plündrenden oder „in Sicherheit bringenden“ russischen Soldateska verschont bleiben.

Goethes Mutter zur Zeit des Franzosenkrieges. In diesen Tagen, die viele leiden und Tausende von Frauen aus Sorge um ihre Lieben zagen sehen, ist es von mehr als kulturhistorischem Interesse, sich in die Zeit Goethes zurückzusehen und sich das Beispiel echt weiblich-deutschen Muttes in Erinnerung zu rufen, das Goethes Mutter in den — damals so schlimmen — Monaten der französischen Gefahr ihres Mitbürgern bot. Wie viel schwere und zudem für Deutschland unglückliche Kriegsjahre hatte Frau Aja mitzumachen! Um 1793, während der für uns so wenig rühmlichen Kampagne gegen die Franzosen, zitterte man in Frankfurt wochenlang vor einem Überfall des Feindes, der das nahegelegene Mainz bereits erobert hatte. Die wildesten und unsinnigsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt, und in später Abendstunde erscheint im Nachgewand und völlig aufgelöst eine Freundin bei Frau Rat und erzählt aufgeregt von glühenden Augeln, mit denen die Franzosen von jenseits des Rheins Mannheim bombardierten. „Ah was“, meinte die alte Dame gleichzeitig, „das könne doch nicht sein, denn die Augen mühten, wenn sie über das breite Wasser geslogen seien, längst wieder fast sein, bis sie nach Mannheim hineinkämen.“ Sprach's und legte sich zur größten Verwunderung ihrer ganz verblüfften Freundin ruhig ins Bett. Auch als der weiße Rosmarkt, auf den sie von ihren Fenstern bliden konnte, sich mit Fliehenden und Fuhrwerk derartig füllte, „dass einem angst werden kann“, verließ Frau Aja den Kopf nicht, sondern wünscht, „dass alle feigen Memmen fortgingen, so stießen sie die anderen nicht an“. Inzwischen pflegt sie Verwundete, speist ihre preußische Einquartierung und hat ein „königlich Blaist“, mit welchem Appetit die Soldaten den Schweinebraten verzehren, den sie ihnen vorsetzt. Abends geht sie in die „Comédie“, damit der Geist frisch bleibt, schläft ihre acht Stunden und ist immer bei gutem Humor. Nur einmal lädt sie sich von der allgemeinen Angst und Ver-

wirrung anstellen. Die Franzosen sind derartig mit Menschen und Eigentum umgegangen, keiner ist mehr seines Lebens sicher, daß Frau Rat auf dringende Vorstellungen ihrer Freunde ihre Möbel und sonstigen kostbarkeiten in den Keller bringen läßt und mit ihren Mägden auf eine Nacht nach Offenbach zu Madame la Roche emigriert. Aber schon am nächsten Tage kehrt sie ganz beschämmt wieder in „den goldenen Brunnen“ zurück, und wenn die Franzosen die Stadt auch wieder beschießen, sie geht nicht mehr fort. Wohl bricht sie in einem Brief an den Sohn einmal in den Stoßfußzaun aus: „Herr jemine! Wahhaftig, die Frau Aja wird recht gedrillt — Gott! erhalte mir meinen guten Ruth und mein fröhliches Herz.“ Ihre gute Natur half ihr über vieles hinweg, unter dem ihre Zeitgenossen fast erlagen. Wie oft vertreibt sie sich die Zeit mit einem Scherz. Wie töricht schreibt sie ihrem Sohn ihre „Flucht“ nach Offenbach, die wirklich gar nicht gefahrlös war, denn die Stadt wurde heftig beschossen und brannte bereits an allen Ecken und Enden; dazu war für viel Geld und gute Worte kein Fuhrwerk zu haben und alles in wildester Aufregung und Verwirrung. „Es ist ein Odemholen unter Henkershand“, gesteht sie selbst über diese schrecklichen Tage, und doch ängstigt sie sich nicht vorher, sondern spart ihre Kräfte für die Unterstüzung ihrer Mitmenschen. „Denn wir können dem Rad des Schicksals, ohne zerschmettert zu werden, doch nicht in die Speichen greifen.“ Das ist der Grundgedanke ihrer törichten bodenständigen Lebensphilosophie.

Türkische Lehrmeister deutscher Kunst. Wie einst zur Goethe-Schiller-Zeit erlebt in unseren Tagen die deutsche Silhouettenkunst, für die sich jetzt der Namen „Schattenrisse“ oder „Schattenbilder“ einzubürgern scheint, eine neue Blüte. Diese Technik stammt aber nach den Untersuchungen von Professor Dr. Jakob aus Persien, und sie wurde der europäischen Kultur von den Türken überbracht, bei denen sie, wie der namhafte Orientalist Professor Dr. J. H. Vordmann in der „Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ nachgewiesen hat, seit Jahrhunderten eifrig gepflegt wurde. In den Reisen des Sulja Schelebi wird erwähnt, daß die „Oimadshian“, die Silhouettenschneider, eine besondere türkische Kunst bildeten und bei feierlichen Aufzügen mit den übrigen Künsten defilierten; sie werden auch ausdrücklich in der Beschreibung eines solchen Aufzugs, der im Jahre 1582 vor dem späteren Sultan Mehmed III. stattfand, aufgeführt. Ihre soziale Stellung war denn auch im alten türkischen Reich, wo das Vorrecht der Geburt wenig galt und der begabte Sohn eines Slaven die höchste Staffel in Würden und Reichtum erlangen konnte, eine sehr angesehene, zumal die Schattenkunst sehr vollständig war und Pfuscher nicht hochkommen konnten. In dem ausführlichen Bericht eines Augenzeugen, der zuerst in der deutschen Ausgabe von Leundavius Türkendramonie gedruckt und daraus in der „Hoffhaltung des Türkischen Kaisers und Othomanischen Reichs“ des Nikolaus Höniger von Königshofen (erschienen 1596) wiederholt wurde, heißt es von ihnen unter dem 25. Juni: „Die so allerlet Schnitzwerk von Papier machen, nur ihrer zehn, haben dem Sultan einen sehr schönen lustigen Garten und ein Schloß mit Blumenwerk aus Papier mancherley Farben künstlich geschnitten. Presentiert.“ Und Heinrich Friedrich v. Diez, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts preußischer Gesandter bei der Hohen Pforte war, notiert in seinen „Denkwürdigkeiten von Ostien“: „Idris Begh, ein reicher Mann, war ein sehr geschickter Maler, besonders für Dosen. Er besaß auch eine ausnehmende Fertigkeit im Ausschneiden allerlei Arten Figuren im Kleinen. Er schnitzte diese kleinen Figuren mit der Schere in Papier. Er trieb dies nur zu seinem Vergnügen und verschenkte die Figuren aufgeliebt an seine Freunde und Bekannte mit Unterzeichnung seines Namens.“ Bei der Sammellebhaberei der vornehmen Osmanen, die sich nicht nur auf kostbare Wasserpfeifen und Edelsteine beschränkte — die meisten Sultane betätigten eine Art abergläubischer Schea vor allem Geschriebenen und Gezeichneten — dürften sich noch viele Beugnisse alttürkischer Silhouettenkunst finden, aus denen die Geschichte der Wanderungen der Silhouettenkunst aufgehebelt werden könnte; jedenfalls ist sie, wie so viel anderes mehr, aus dem Orient zu uns gelommen, und zwar durch Vermittlung der Türken, mit denen schon vor ihrer Festsetzung in Europa ein intensiver Handelsverkehr des Abendlandes bestand.